



ERNST WIECHERT

DER DICHTER UND SEINE ZEIT

Rede, gehalten am 16. April 1935
im Auditorium Maximum der Universität München

VORWORT DES HERAUSGEBERS

Über ein Jahrzehnt ist es her, seit Ernst Wiechert im Auditorium Maximum der Universität München seine Stimme erhob und in einer Zeit wuchernder Vermessenheiten Demut forderte vor dem Unermeßlichen, in einer Zeit billiger Vergötzungen ehrfürchtig an Göttliches erinnerte. Es brauchte Mut und unbeirrbarere Herzenskräfte, im Lärm jener Tage leise zu bleiben, mit ändern als obrigkeitlichen Maßstäben zu messen, anderes zu achten, als was von den Machtinabern allgemeiner Achtung empfohlen war. Es brauchte Mut und Glauben an die Sendung des Dichters, der Bekenner und Erkenner in einem ist, der - Arzt und Seelsorger auf seine Weise - an die Wunden seiner Zeit rühren muß, um sie von Fiebern zu heilen, um an der Brücke vom Zeitgebundenen ins Zeitlose mitzubauen, um den "Rausch der Zeit in ein kleines Wort der Ewigkeit" zu verwandeln.

Fast schien es, der Dichter habe sich in seinem Glauben betrogen sehen müssen. Seiner Rede wurde die Verbreitung untersagt. Sie wurde überlärmert vom Geschwätz der Tagesgrößen, vom Getöse der Raschbetörten. Sie verhallte und versank....

Aber wenn tausend laute, aus der Büchse eitlen Überschwangs geschöpfte Worte unversäumt ins Bedeutungslose fallen und über Nacht verkümmern, dann lebt ein einziges stilles, doch ewiger Wahrheit verpflichtetes nach eigenen Gesetzen weiter. Und wenn ein Dichter aus hoher Einsicht und Verantwortung sich nicht mehr "jenseits der Zeit" versteckt halten will, wenn er die Widersprüche zwischen seinen Bildern und dem Zeitbild zum Widerspruch formt und damit unerschrocken vor ein junges Geschlecht tritt, darf es dann anders sein, als daß sein Wort in einigen jungen Herzen Widerhall findet, als daß des Dichters Verantwortung von ändern begriffen und übernommen wird, als daß das Bekenntnis zur Wahrheit sich zwingender auswirkt, als alle Torheit einer betörten Gegenwart, als daß die seherische Kraft des Mitgeteilten sich allen Widerständen gegenüber als höherer Widerstand bewährt?

So reiste Ernst Wiecherts Rede, die ungedruckte, in zahlreichen Abschriften heimlich von Hand zu Hand. Wie einstmals vor der Erfindung der Buchdruckerkunst war es, da Manuskripte auf oft mühseligen Wegen ihre Gemeinde Gleichgestimmter suchten, nur diesmal gefährlicher noch und

verlockender, ging es doch um ein heiliges "Trotzdem", um ein Letztes, das es lebendig zu erhalten galt.

Daß es Worte gibt, die nicht veralten können, die ewig jung und ewig schön bleiben, weil sie ewig wahr sind, das beweist uns diese Rede in ihrer zwingenden Einfachheit. Sie heute aus dem Bereich des Geheimnisses herauszuheben, indem wir sie unsern "Schriften zur Zeit" einreihen, betrachten wir als Pflicht eines Schweizer Verlages. Sie ist ein Dokument der Zeit und in ihren zeitlos gültigen Prägungen über den Sinn dichterischen Wirkens von bleibendem Wert.

Im Sommer 1945

Friedrich Witz

Liebe Zuhörer!

Es sind nun fast zwei Jahre vergangen, seit ich von dieser Stelle vor jungen Menschen und vor mir eine Rechtfertigung abzulegen versuchte über meine Stellung zu einer der wichtigsten Beziehungen, die zwischen Menschen möglich ist: zu dem Verhältnis zwischen den Dichtern und der Jugend! Und ich bekenne gerne, daß der Widerhall, den ich damals in Ihrem Herzen gefunden habe, mir in vielen Stunden der Sorge der tiefste Trost gewesen ist, den ich empfangen konnte. Denn nur der gänzlich Einsame ist wirklich trostlos!

Inzwischen ist nun die Zeit dahingegangen. Nicht alle Himmel sind von der Jugend erstürmt worden, nicht alle Alten sind zur Hölle gefahren, wie manche gewünscht haben. Viele Bücher sind geschrieben worden, viele Reden gehalten, viele Freudenfeuer entzündet worden. Das Schicksal aber, beschworen von unseren Händen, unserer Arbeit, unseren Wünschen, es ist doch nicht ganz ein Werk unserer Hände geworden, wie wir Menschen uns oft vermaßen, sondern in seinem verhüllten Schreiten waltet immer noch das verborgene Gesetz geheimnisvoller Mächte, dem die Dichter und die Jugend nachträumen. Und weniger als je scheint es mir heute gut, wenn die Dichter, vor eine Versammlung suchender Menschen gerufen, sich damit begnügen, ihre Werke aufzuschlagen und aus ihnen die Bilder aufzustellen, aus denen die Herzen der Menschen Bewegung und Erschütterung gewinnen sollen. Es kommt uns nicht mehr zu, nur wie ein Zauberer jenseits der Zeit aus unserer Einsamkeit hervorzutreten und unsere Bilder auf eine weiße Wand zu werfen, als lebten wir alle noch in glücklichen Kinderzeiten. Es kommt uns nicht mehr zu, weil zu viele unter uns leben, die auf viele Fragen keine Antwort bekommen. Und es könnte sein, daß sie glauben, die Dichter seien in der Hauptsache zwar gutmütige Narren, aber daß bei ihnen, die die Welt anders betrachten, doch vielleicht eine Antwort auf manches zu finden sei, was ihrem Herzen Unruhe macht.

Und schließlich, liebe Freunde, es ist doch wohl so: je mehr in einem Zeitalter gewußt wird, unbedingt und ohne Zweifel, desto größer wird die Summe dessen, was nicht gewußt wird, aber was auf eine unausweichliche Art nach Wissen oder wenigstens nach Glauben verlangt. Und wiewohl ich die Absicht hatte, heute Abend nichts zu tun, als eine Reihe von Bildern vor

Ihren Augen aufzustellen und Ihnen zu überlassen, daraus abzulesen, was sie wollen, und wiewohl ich in dieser Absicht bestärkt wurde durch das kümmerliche Schicksal, das meine jüngste Rechtfertigung, der "Verlorene Sohn", in dieser Stadt erfahren hat, so ist es mir, je näher dieser Abend kam, immer mehr als eine leise Feigheit erschienen, wenn ich dem Versuch einer Rechtfertigung auswiche und mich auf eine Rolle beschränke, die wohl einer Kritik unterworfen sein kann, aber nur einer ästhetischen, nicht einer menschlichen.

Und so erschien mir von den Beziehungen, zu denen ich etwas sagen könnte, diejenige am nächsten zu liegen, die zwischen den beiden Welten besteht, in denen auch ich lebe, der Dichter und die Zeit.

Sie wissen so gut wie ich, daß dies ein gefährlicher Boden ist, weil überall Gefahr ist, wo menschliche Eitelkeit und Empfindlichkeit angerührt wird. Aber Sie wissen ebenso gut, daß dies ein Boden ist, der uns alle angeht, denn an den Spannungen zwischen diesen beiden Begriffen sind die einen unter Ihnen auf eine nicht zu übersehende Weise beteiligt.

Nicht nur, weil nach meiner Überzeugung einmal - und wahrscheinlich bald - in Ihren Händen die Entscheidung darüber liegen soll, was zeitlich und was ewig in der Dichtung ist, - eine Entscheidung, die nicht gut für Sie und die Dichtung sein wird, - sondern auch, weil aus der Jugend heraus am leidenschaftlichsten gegen die Dichtung gestürmt wird, in der nicht aus jedem Vers die Zeit und ihre unmittelbare Gegenwart leuchtet.

Nun bin ich weit davon entfernt zu sagen, daß das Recht hier nur auf einer Seite liegen könne. Das Recht liegt auf dieser unvollkommenen Erde fast niemals auf einer Seite allein, und über die kindliche Formulierung "ich habe recht" sollten wir ja allmählich zu weiseren Urteilen fortgeschritten sein. Lassen Sie mich hier etwas aus meiner Kindheit erzählen, was ich an anderer Stelle einmal geschrieben habe und was einigen unter Ihnen schon bekannt sein wird.

Es ist vor vierzig Jahren geschehen, als ich ein Kind war, und vielleicht war es eine Nichtigkeit. Wir feierten ein Sommerfest in unseren Wäldern, Verwandte und Freunde, und am Abend fuhren wir in vielen Booten über den dunkeln See. Die Boote trugen Papierlaternen, die Mädchen sangen zweistimmige Lieder, und mein Onkel, den sie den Grafen nannten wegen seines

Leichtsinn, jagte eine Rakete nach der ändern zu den Sternen hinauf. Die Boote fuhren hintereinander, und so kamen sie auch an einem Fischer vorbei, der auf dem dunkeln Wasser seine Netze auslegte. Seine Hände hielten das graue Garn und ließen es langsam über den Bootrand gleiten. Sein Haar war weiß, seine Schultern gebeugt, und er war wie ein Fremdling neben unserem Lärmen-Fest. Aber als unser Boot in seiner Höhe war, hob er einmal seine Augen und sah uns mit einem kühlen, fernen, ganz stillen Blick an. "Mutter", fragte ich, "was tut der Mann?" "Er fängt die Fische für die Speisung der Fünftausend", erwiderte meine Mutter. Ich habe das nie vergessen, weder die leise Scham, die ich fühlte, noch die fast heilige Ehrfurcht vor dem Bilde dieses Mannes, nach dem ich mich lange zurückwendete. Und heute, da ich nach einem Bilde suche für das, was ich sagen möchte, fällt es mir wieder ein: "er fängt Fische für die Speisung der Fünftausend"; ist es nicht ein schönes Bild für den Dichter unter den Völkern? So rauscht es wohl an ihm vorbei, die Feste der Menschen wie ihre Niederlagen, ihre Beugungen wie ihre Revolutionen. Und mitunter hebt er den Blick und sieht das alles an, einen fernen, ganz stillen Blick. Geht es ihn nichts an? Ist er ein Fremdling in seiner Zeit? Ach nein, so ist es nicht! Aber es ist wohl so, daß er all dieses schon in sich getragen hat, lange bevor es äußerlich geschah. Die Laternen und die Lieder, die Feste und die Niederlagen, die Beugungen und die Revolutionen. In den Schicksalen seiner Menschen ist dies alles schon gewesen, ausgefochten und durchgekämpft, gereinigt und verklärt, er hat das Licht gedämpft wie die Traurigkeit. Und unter allen lauten Worten und Liedern des Tages sucht er nach dem Stillen und Unvergänglichen, nach der Speise für die Hungernden, die er satt machen soll, wenn alle Worte und Lieder verrauscht sind.

Der Dichter in der Zeit? Er wäre wie einer, der sein Boot anhänge an den lärmenden Zug und seiner Netze vergäße, mit denen er Speise fangen wollte. Aber der Dichter jenseits der Zeit, das ist er, auf den die Hungernden warten. Denn sehr viele Hungernde gibt es in unserer Zeit, die nicht abseits stehen möchten, weil ihres Volkes Schicksal auf eine brennende Weise ihr eigenes Schicksal ist. Aber die abseits stehen müssen, weil sie so erzogen sind, daß Hochzeiten und Begräbnisse so stille Dinge für sie sind, und das stillste unter ihnen eine Auferstehung. Wenn der Stein von einem Grabe gewälzt wird, so mögen wohl die Kinder und die Vögel lärmern, aber die Dichter

heben die Hände vor die Augen, weil nun erscheinen wird, was in Tüchern gebunden ist: der Lazarus der Völker. Und während die ändern den Erweckten auf die Schultern heben und ihn umhertragen im Triumphe, gehen sie leise beiseite, zurück zu ihrem stillen Acker, wo das Brot für die Menschen wächst, und sitzen dort nieder, den Kopf in die Hände gestützt, wie der Rausch der Zeit sich verwandeln ließe in ein kleines Wort der Ewigkeit. So, meine Freunde, erscheint mir der Sinn der Berufung, die wir die dichterische nennen. Und einen anderen Sinn hat es niemals darin gegeben. Denn es ist nämlich nicht so, wie viele glauben mögen, daß der Sinn der Revolutionen darin bestehe, noch einmal mit dem ersten Schöpfungstage zu beginnen. Weil nämlich tief unter dem Grunde aller menschlichen Erschütterungen und hoch über den Sternen das Unerschütterliche und Ewige aller Völker seine Straße ruhig weiter zieht. Die Natur beispielsweise oder Gott oder die Liebe der Mütter zu ihren Kindern. Und mir scheint eben, als gehöre auch die Kunst zu diesem ruhig Weiterschreitenden, um das wir wohl den Staub unserer Meinungen aufstehen lassen können, aber dessen Haupt immer wieder aus diesen Staubwolken aufglänzen wird, einem Ziele entgegen, von dem wir nichts wissen, als daß es nicht ein Ziel unserer Zeiten sein wird.

Denn dieses ist es doch, daß wir Menschen niemals unterlassen können, unsere Zeit für die Ewigkeit zu halten. Und daß die Götter uns immer ferner zu entgleiten scheinen, je länger wir leben, so vergöttlichen wir die Zeit, weil die dumpfe Ahnung in uns lebt, daß ohne das Göttliche das Leben des Menschen ein Narrenspiel ist. Und so formen wir unsere großen Begriffe, die des Helden, die des Propheten, des Dichters, nicht nach dem Widerschein des Göttlichen, der auf ihren Stirnen leuchten sollte, sondern nach den Maßstäben der Zeit, in der wir leben, und so kommen wir dazu, den Satz auszusprechen, daß ein Dichter nur der sei, den die Zeit zu seinem Werk entflamme.

Wir alle wissen, daß es für Goethes Gesammelte Werke wahrscheinlich gut gewesen ist, daß er um 1813 keine Freiheitslieder gedichtet hat, so wenig es für Gerhard Hauptmanns Gesammelte Werke gut gewesen ist, daß er Kriegslieder geschrieben hat, gleichviel welche Schlüsse wir auf die politische oder menschliche Weisheit der beiden daraus ziehen wollen. Denn der Weg, den die Geschichte eines Menschengeschlechtes geht, wird nicht

durch seine Dichtungen gerechtfertigt, sondern durch die Früchte, die das folgende Geschlecht aus den Händen des vorhergehenden empfängt.

Ich selbst weiß es - und der Postbote von Ambach weiß es ebenso gut -, daß die deutsche Erde heute von Dichtem überquillt. Als ich jung war, waren unsere Barden alt und schön anzusehen im weißen Haar, wie Jordan und Felix Dahn, und das böse Geschlecht der Arno Holz tat dasselbe, was das junge Geschlecht von heute tut oder tun möchte: es richtet ihnen zu Lebzeiten ein feierliches Begräbnis aus, weil der Thron der Dichtung nach ihrer Meinung allein der Jugend und der Zeit gehöre. Heute sind unsere Barden jung, zwischen zwanzig und fünfundzwanzig, aber auch sie möchten uns bald zu den "mit Recht Verstorbenen" zählen, weil in unseren kümmerlichen Werken nur von verstorbenen Dingen die Rede sei, von Gott etwa oder vom Recht der Liebe oder gar vom großen Kriege. Und es gibt unter ihnen solche, die mit fünfundzwanzig Jahren durch die deutschen Lande ziehen und nicht nur ihre Blutgesänge singen, sondern aus ihrem Leben erzählen. Und es gibt viele, ja Tausende, die diesen Gesängen und diesem Leben achtungsvoll lauschen, weil wir ja bekanntlich ein tapferes Volk sind, das Männerstolz vor Königsthronen gelernt hat.

Nein, meine Freunde, das ist weder uns noch unserer Zeit gut. Auch ohne Dichter wäre der große Krieg, was er ist: das Heldenlied eines Volkes, in alle Ewigkeit bestrahlt vom Ruhme derer, die sich hingaben. Und unsere Zeit, von Haß und Lüge und Neid einer ganzen Welt bedroht, sollte doch wenigstens der Bedrohung durch ihre Dichter enthoben sein. Man kann in den Zeiten der Gefahr zu jedem jungen Menschen sagen: "Kämpfe oder stirb!" Aber man kann nicht zu jedem jungen Menschen sagen: "Sing oder stirb!" Weil es meistens besser wäre, er stürbe, statt daß er sänge.

Denn sterben kann immer schön sein, wenn es mit Anstand und Haltung geschieht, aber zum Singen bedarf es noch einiger anderer Dinge neben Anstand und Haltung.

Liebe Freunde, es bleibt keinem Menschen und keiner Zeit erspart, ihr Erworbenes als eine Torheit betrachtet und ihre Götter als Götzen verspottet zu sehen. Und es mag ja auch wohl sein, daß wir alle ein Stück Torheit und ein Stück Götzentum in alternden Häusern bewahrt haben. Aber einen Hausgott, liebe Freunde, sollten wir alle aus Kinderzeiten ehrfürchtig auf

unserem Herde bewahren, und es tut nichts, daß er bei jedem von uns ein anderes Antlitz trägt, das Antlitz der Dichtung oder das der Religion oder das der Liebe zu Allem vom Weibe Geborenen. Denn noch immer ist es so gewesen, daß mit dem Erkalten der Herdflamme auch das Haus erkaltet und mit ihm das Blut eines Volkes. Es ist in bewegten Zeiten der Mensch wohl so geartet, daß er die Hand an alles legen möchte, was nach seiner Meinung beweglich sein könnte. Daß diese Hand mitunter der Ehrfurcht ermangelt, die wir alle vor dem Unbeweglichen haben sollen. Und daß er glaubt, das Antlitz eines Volkes sei mit dieser Hand so zu formen, wie er es haben möchte. Aber, meine Freunde, in den alten Tafeln der Erde steht nicht geschrieben, daß der Mensch, sondern daß Gott der Herr der Erde sei. Die alten Volksbücher erzählen vom Doktor Faust, der an sich nahm Adlerfittiche und alle Gründe durchfliegen wollte zwischen Himmel und Erde. Aber es ist uns nicht gegeben, alle Gründe zu durchfliegen, sondern befohlen, vor einigen dieser Gründe Halt zu machen und betend vor ihnen zu verweilen. Und ein Geschlecht, das überall die letzte Türe öffnen möchte, wird an der Schwelle dieser Türe verderben.

Und glauben Sie auch nicht, meine Freunde, daß hier jemand steht, der nur für sein eigenes Reich seine Stimme erhebt, es gibt andere Reiche genug, in denen dasselbe geschieht, das der Kritik z. B., wo nicht mehr gefragt wird, ob ein Gedicht, ein Roman, oder ein Drama vor dem Forum der Kunst bestehe, sondern ob es vor dem Forum der politischen Meinung bestehe. Und die Gerechtigkeit, die ich Fallada bei meiner strengen Ablehnung seines Werkes im Inneren habe zukommen lassen, hat mir doch einen Brief eingetragen, in dem man mir schrieb, ich hätte besser daran getan, das wenige Gute, das ich bei Fallada gefunden hätte, aus kulturpolitischen Gründen zu unterschlagen.

Und es gibt das Reich der Erziehung, in dem dasselbe geschieht. Und hier wie dort wendet man sich in erster Linie an die Jugend, weil man weiß, daß nur mit ihrer Hilfe eine Welt verändert werden kann, die man verändern möchte. Es ist vor einiger Zeit in einem vom Philologenverband herausgegebenen Buch ein Aufsatz eines Oberstudiendirektors erschienen über den kommenden Deutschunterricht, in dem diese Absicht der Weltveränderung auf eine unverhüllte Weise ausgesprochen worden ist. Es hat nämlich dieser wildgewordene Volkserneuerer in seinem Aufsatz gefordert, daß fortan die

Jugend zu einem neuen Heldentum erzogen werden müsse. Und zwar sei es ganz gleichgültig, ob der Held einer Dichtung oder eines Lebenskreises edel oder unedel, gut oder böse handle, und es sei ferner eine Forderung überwundener Zeiten, daß die Jugend zur Ehrfurcht vor sittlicher Größe geführt werde, weil die Jugend von heute auf der Schule bereits - von der Universität ganz zu schweigen - dahin zu führen sei, daß sie - ich zitiere - "mit kaltem Blick die Anarchie der moralischen Welt bejahe". Nun ist immerhin mit einigem Trost festzustellen, daß dieses Evangelium eines Katheder-Übermenschen nicht ganz ohne Widerspruch geblieben ist, und eine größere westdeutsche Zeitung hat mich gebeten, zu sagen, was ich als Dichter zu diesem Kapitel der Zeit zu sagen vermöchte. Ich will aus Höflichkeit verschweigen, was ich als ehemaliger Erzieher dazu gesagt habe, aber das andere will ich Ihnen nicht verschweigen. Es heißt so: "Dichter, wie ich sie mir denke, sind ja nun noch wunderlichere Leute als Philologen. Sie wollen zwar nicht immer recht haben, aber sie wollen, daß das Recht auf dieser Erde herrsche. Sie wollen nicht, daß alle Menschen ihre Bücher lesen, aber sie wollen, daß, wer sie liest, ihnen auch glaube. Sie wollen, daß diese verwirrte und undurchsichtige Welt einfach und klar erscheine in dem Spiegelbild, das sie aufstellen.

Sie wollen, daß vor den Augen der Menschen aufgerichtet werde, was in der Welt verdunkelt und oft geschändet ist: die Wahrheit, das Recht, die Freiheit, die Güte, die Liebe und über allem der Sinn und das Gesetz einer großen Weltordnung. Sie wollen die Menschen besser, vertrauender, tapferer, reiner machen. Sie glauben an einen tiefen Sinn des Menschheitsweges und an einen langsamen Aufstieg aus dunkler Verwirrung zu immer näheren Sternen. Und sie glauben dazu wie kein anderer Stand auf dieser Erde an die Jugend. Was sie selbst und ihre Zeit nicht vermochten, das legen sie gläubig und hoffend in die Hände der kommenden Geschlechter. Auch diese werden nicht vollenden, aber sie sind diejenigen, aus denen - trotz Schule und Aufsatzthema - immer noch des jungen Schillers Worte lodern: "Ob er vollende oder unterliege, ihm einerlei, er lege Hand an." Und aus diesem durch nichts zu erschütternden Glauben, daß jede junge Generation die Speichen des Weltrades ein Stück höher hinaufdreht, wollen sie nun allerdings, daß der Deutschunterricht auf höheren Schulen dazu da sei, um die jungen Menschen zu diesen Dingen zu führen, sie empfängsbereit zu machen für diesen

Glauben und ihnen die Waffe in die Hand zu geben, mit denen sie einmal den Widerstand der stumpfen Welt besiegen sollen. Wenn in mir ein Stück "Gewissen der Nation" lebt - und ich fühle schmerzlich, wie sehr es das tut -, dann kann es mir nicht gleichgültig sein, ob eine Jugend in Goethescher Ehrfurcht heranwächst, oder ob sie "mit kaltem Blick die Anarchie der moralischen Welt bejaht". Von Helden ist in aller Dichtung die Rede, aber daß es gleich sei, ob sie edel oder unedel handeln, das kann wohl Fallada und sein Johannes Gäntschow behaupten (von anderen Beispielen ganz zu schweigen), aber das hat keiner von denen behauptet, aus denen die deutsche Seele sich durch Jahrhunderte gespeist hat, weder der Dichter des älteren Hildebrandliedes, noch Adalbert Stifter (und dieser war doch sogar Schulrat!).

Es ist wohl das Schicksal aller Revolutionen, daß ihre Mit- und Nachläufer den Sinn der Erneuerung verfälschen. Daß sie nicht nur das Königtum abschaffen, sondern das abgeschlagene Haupt des Königs wollen, daß sie nicht nur die Pfarrer, sondern auch Gott absetzen und daß sie glauben, es müsse jeder Sextaner eine deutsche Eiche in die Faust bekommen, um zu "handeln". Sie wissen nicht, daß die Geschichte eines Volkes schon die ewigen Züge trägt, an denen subalterne Hände nichts mehr ändern können. Sie wissen nicht, daß der Strom Jahrtausende alten Blutes nicht mit Phrasen in ein anderes Bett zu lenken ist. Sie wissen nicht, wie still das wirklich Heroische über die Erde geht, obwohl sie nur in das Gesicht des Volkes zu blicken brauchten, das seit zwanzig Jahren ein Heldentum ohnegleichen schweigend trägt und tut. Sie haben lange vergessen, wie fromm und still und demütig Pestalozzi seine Kinder "gelehrt" hat.

Ja, es kann wohl sein, daß ein Volk aufhört, Recht und Unrecht zu unterscheiden und daß jeder Kampf im "Recht" ist, aber dieses Volk steht schon auf einer jäh sich neigenden Ebene, und das Gesetz seines Unterganges ist ihm schon geschrieben. Es kann auch sein, daß ein Volk aufhört, gut und böse zu unterscheiden.

Es kann dann sein, daß es noch Gladiatorenruhm gewinnt und in Kämpfen ein Ethos aufrichtet, das wir ein Boxerethos nennen wollen. Aber die Waage ist schon aufgehoben über diesem Volke und an jener Wand wird die Hand erscheinen, die Buchstaben mit Feuer schreibt.

Ich aber kenne eine Jugend nicht, die sich erziehen ließ. Ich kenne aus zwanzig Schuljahren und aus tausend Briefen und Gesprächen eine Jugend, die unbändig und unerbittlich, zweifelnd und glaubend, verdammend und verehrend, abstoßend und hingebend ist, aber deren Kränze der moralischen Welt sind. Sie wollen nicht immer lernen, nicht immer gehorchen. Aber eines wollen die Guten unter ihnen: Geführt werden!

Und sie werden geführt oder nicht, sie werden diejenigen sein, in deren Hände wir einmal unser Erbe legen werden. Junge Helden, die nicht um des Kampfes willen kämpfen werden, sondern um der Mühe willen, die seit zweitausend Jahren die Besten aller Geschlechter sich gegeben haben, daß "das Reich endlich komme".

Und so, meine Freunde, stehe ich heute wie vor zwei Jahren unverändert vor Ihnen in meiner großen Sorge um Ihren Weg, unverändert aber auch an Ihre Berufung zu einem besseren Weg glaubend. Es werden nicht wenige unter Ihnen sein, die erkennen, daß ich nichts für mich will, sondern alles für das Volk, dem wir angehören und dessen Weg durch so viel Dunkel und Leiden ich mitgegangen bin bis heute. Und wenn ich Sie damals bat - und im innersten Herzen beschwor, demütig zu bleiben, so bitte und beschwöre ich Sie heute: sich nicht verführen zu lassen, nur Glanz und Glück zu sehen, wo soviel Leid sich heimlich an uns wendet, und niemals, meine Freunde, niemals dahin zu dem Heer der Tausend und Abertausend zu gehören, von denen gesagt ist, daß sie "Angst vor der Welt" haben, weil nichts und nichts das Mark eines Mannes so zerfrißt wie die Feigheit.

Ich weiß nicht, ob ich in zwei Jahren zu Ihnen wieder werde sprechen dürfen. Ich weiß auch nicht, was ich dann werde sagen müssen. Aber eines weiß ich: daß ich weder jetzt noch in aller Zukunft die Verse Nietzsches werde lesen können, ohne daß das Bild der Jugend sich strahlend vor mir erhöhe, der Ihrigen und der meinigen:

"Ja, ich weiß, woher ich stamme,
Ungesättigt gleich der Flamme
Glühe und verzehr' ich mich.
Licht wird alles, was ich fasse,
Kohle alles, was ich lasse:
Flamme bin ich sicherlich!"